Schiller als Herausgeber der Rheinischen Thalia, Thalia und Neuen Thalia, und seine Mitarbeiter.

(Einleitung, die Rheinische Thalia, Thalia II—III).

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

Fritz Berresheim

aus Cornelimünster.

AKAD. LANDWIRTSCH. BIBL.

Am 20. Dezember 1913, 11½ Uhr vormittags

im Musiksaale der Universität

Vortrag:

„Börne als Theaterkritiker".

Darauf

Promotion.

Stuttgart

J. B. Metzlersche Buchdruckerei, G. m. b. H.

1913

Gedruckt mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau.

Referent: Herr Geheimrat Prof. Dr. M. Koch.

Tag der mündlichen Prüfung: 5. November 1913.

Die vollständige Arbeit erscheint als Heft 40 der „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin in Breslau". Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart.

Meinen lieben Eltern.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Abkürzungen	VI
Einleitung: Vorgeschichte der „Rheinischen Thalia“	1
Die „Rheinische Thalia“	12
Thalia, 2. Heft (Th II)	22
„ 3. „ (Th III)	35
„ 4. „ (Th IV)	—
„ 5. „ (Th V)	—
„ 6. „ (Th VI)	—
„ 7. „ (Th VII)	—
„ 8. „ (Th VIII)	—
„ 9. „ (Th IX)	—
„ 10. „ (Th X)	—
„ 11. „ (Th XI)	—
„ 12. „ (Th XII)	—
Neue Thalia, Jahrgang 1792, 1. Heft (NTh I, 1)	—
„ „ „ „ 2. „ (NTh I, 2)	—
„ „ „ „ 3. „ (NTh I, 3)	—
„ „ „ „ 4. „ (NTh II, 4)	—
„ „ „ „ 5. „ (NTh II, 5)	—
„ „ „ „ 6. „ (NTh II, 6)	—
Neue Thalia, Jahrgang 1793, 1. Heft (NTh III, 1)	—
„ „ „ „ 2. „ (NTh III, 2)	—
„ „ „ „ 3. „ (NTh III, 3)	—
„ „ „ „ 4. „ (NTh IV, 4)	—
„ „ „ „ 5. „ (NTh IV, 5)	—
„ „ „ „ 6. „ (NTh IV, 6)	—
Schlußwort	—

Abkürzungen.

ADB = Allgemeine Deutsche Biographie.

Bauer = Ernst Bauer, „Hölderlin und Schiller". Tübinger Dissertat., 1908.

Braun = „Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen". Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Schiller und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1781—1805, gesammelt und hg. von Julius W. Braun. Leipzig und Berlin 1882.

Christophine = „Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald". Hg. von W. von Maltzahn. Leipzig 1875.

Euphorion = „Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte". Hg. von A. Sauer. Prag 1894 ff.

Geiger IV = „Briefwechsel zwischen Schiller und Körner". Mit Einleitung von L. Geiger. IV. Bd.: Mit Anhang: „Briefwechsel zwischen Schiller und Huber". Stuttgart.

Geschäftsbriefe = „Geschäftsbriefe Schillers". Hg. von Karl Goedeke. Leipzig 1875.

Gespräche = „Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn". Hg. von Julius Petersen. Leipzig 1911.

Goedeke = „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung".

Herrigs Archiv = „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen", hg. von L. Herrig. 1846 ff.

Jonas = Fritz Jonas, „Schillers Briefe". Stuttgart o. J. 7 Bde.

Körner = „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers". Zweite Auflage. Hg. von K. Goedeke. Leipzig 1874. 2 Bde., 4 Teile.

Litzmann = C. C. T. Litzmann, „Fr. Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin". Berlin 1890.

NTh = Neue Thalia, hg. von Schiller.

Schillerbilder = „Bilder aus der Schillerzeit". Hg. von L. Speidel und H. Wittmann. Berlin—Stuttgart 1884.

Schillerbuch = „Marbacher Schillerbuch", hg. von O. Günther. Stuttgart. I: 1905, II: 1907, III: 1909.

Schnorrs Archiv = „Archiv für Literaturgeschichte“, hg. von R. Gosche; vom 3. Bande (1874) an von Franz Schnorr von Carolsfeld. Leipzig 1870—1885.

SS = Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke. Stuttgart 1870.

Streicher = Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 134: „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785“, von Streicher. Neu hg. von Hans Hofman. Berlin 1905.

Th = Thalia, hg. von Schiller.

Trömel = Paul Trömel, „Schiller-Bibliothek. Verzeichnis derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schillerschen Werke bilden“. Aus dem Nachlaß hg. von Heinr. Brockhaus. Leipzig 1865.

Urlichs = L. Urlichs, „Briefe an Schiller“. Stuttgart 1877.

Vorgeschichte der „Rheinischen Thalia".

Am 20. August 1783 unterzeichnete Schiller den Vertrag, der ihn für die Zeit vom 1. September 1783 bis zum 31. August 1784 als Theaterdichter nach Mannheim verpflichtete. Er hatte innerhalb dieses Jahres neben „Fiesco" und „Kabale und Liebe" noch ein drittes Stück zu liefern. Sein Gehalt bestand in 300 Gulden und der Einnahme von einer Vorstellung eines jeden seiner Stücke.

In Mannheim bestand seit 1779 das „Deutsche Nationaltheater", dessen Leitung zur Zeit in den Händen des Intendanten Freiherrn Heribert von Dalberg [1]) lag. Schiller gehörte als Mitglied dem großen Ausschuß an und hatte als solches an den Kritiken über die Vorstellungen und an der Beantwortung theoretischer Fragen teilzunehmen. Am 8. Januar 1784 wurde „der durch seine Gedichte bekannte Litterat Schiller" in den Vorstand der kurpfälzischen „Deutschen Gelehrten Gesellschaft" gewählt und am 29. Januar vom Kurfürsten in München bestätigt. Diese Wahl war besonders auf Veranlassung des Geheimsekretärs und Dichters Ritter Anton von Klein erfolgt und bot Schiller immerhin manchen Vorteil. Und je mehr er später an dem Mannheimer Theater an Einfluß verlor, desto mehr suchte er sich auf die „Deutsche Gesellschaft" zu stützen [2]). Zwischen Theater und „Deutscher Gesellschaft" bestand ja die größte

---

1) Fritz Alafberg, „Wolfgang Heribert von Dalberg." Berlin 1907.

2) Über die „Deutsche Gesellschaft" vgl. Anz. fda. VI, 276 ff. und VIII, 167 ff. Sie bestand seit 1775, seit 1782 unter Kleins Geschäftsführung, seit 1778 von Dalberg geleitet. Bis 1781 beschäftigte sich die Gesellschaft fast nur mit sprachlich-orthographischen Bestrebungen, von da ab aber auch mit Literatur, wodurch sie auch Einfluß auf das Mannheimer Theater erhielt. Vgl. Karl Krükl, „Leben und Werke des elsässischen Schriftstellers Anton von Klein", Straßburg 1901.

Unverträglichkeit, und Schiller suchte hier eine Vermittlung anzubahnen. Zu diesem Zwecke wollte er — entsprechend dem Theaterausschuß — auch in der „Deutschen Gesellschaft“ einen engeren Ausschuß einrichten „zur Beurteilung der Stücke und ihrer Vorstellung auf der Bühne, . . . welcher pflichtgemäß gehalten wäre, schriftlich seine Meinung zu sagen“ (7. Juni 1784 an Dalberg, Jonas 106). Dieser Plan scheiterte jedoch an dem Widerstande der „Deutschen Gesellschaft“.

Ebensowenig kam ein anderer Plan zur Ausführung, den Schiller mit Unterstützung der Theaterkasse bei der „Deutschen Gesellschaft“ durchzusetzen gedachte. Am 5. Mai 1784 schreibt er (Jonas 103) an seinen späteren Schwager Reinwald: „Es kann geschehen, daß ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters ein periodisches, dramaturgisches Werk unternehme, worin alle Aufsäze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geschlecht des Dramas oder an die Kritik desselben gränzen, Plaz haben sollen. Wollen Sie, mein Bester, einiges in diesem Fache ausarbeiten, so werden Sie sich nicht nur ein Verdienst um mich erwerben, sondern auch alle Vortheile für Ihre Börse davon ziehen, die man Ihnen verschaffen kann, denn vielleicht verlegt und bezahlt die Kurfürstliche Theaterkasse das Buch.“

Dieser Gedanke, dem Nationaltheater eine Dramaturgie zu schreiben, lag nahe genug. Hatte doch Lessing das Andenken an das verunglückte Hamburger Unternehmen selbst nach seinem Zusammenbruch in der „Hamburgischen Dramaturgie“ wacherhalten. Aber auch am Mannheimer Theater selbst fand Schiller schon ein Vorbild. Hier hatte 1779 der Freiherr Otto Heinrich von Gemmingen (1755—1836) unter dem Einfluß des Lessingschen Werkes die Vorstellungen der Seylerischen Gesellschaft in seiner „Mannheimischen Dramaturgie für das Jahr 1779“, monatlich, in 12 Stücken, besprochen [3]). Ebenso enthielten seit 1778 die „Rheinischen

3) Caesar Flaischlen, „O. H. v. Gemmingen.“ Stuttgart 1890.

Beiträge“ [4]) eine ständige Rubrik: „Tagebuch der Mannheimer Schaubühne“, mit Kritiken über Stücke und Darstellung in fortlaufender Reihe. Vom Oktober 1785 an, also nach Schillers Weggang von Mannheim erst, erschien dann das „Tagebuch“ in wöchentlichen Stücken von je einem Bogen gesondert. Auch Schiller selbst hatte sich schon einmal einem ähnlichen Werke gewidmet, dem „Wirtembergischen Repertorium der Literatur“ von 1782.

In Bauerbach hatte sich Schiller mit der Literatur des Theaters befaßt, als er einige Aufsätze des Gothaschen Theaterkalenders, den ihm Reinwald zugeschickt hatte, öffentlich abfällig besprach. In Mannheim zieht ihn der Freiherr von Dalberg sofort zur Beurteilung von Stücken und Aufführungen heran. Auch als dann der Intendant fern von Mannheim weilt, kritisiert Schiller in seinen Briefen an ihn [5]) Stücke, Aufführungen und Schauspieler. Nach der kurzen Unterbrechung durch die Frankfurter Reise — Ende April 1784 — schreibt er dann am 14. Juni 1783 (Jonas 76) an Reinwald: „Wollte Gott, Sie verschafften mir einen tüchtigen Mitarbeiter an einem Theaterjournal.“ Er hoffte, daß die kurfürstliche Theaterkasse das neue Unternehmen, welches ihren eigenen Zielen Vorschub leisten sollte, selbst verlegen und die Kosten bestreiten würde. Die „Deutsche Gesellschaft“ beabsichtigte damals gerade, ihre Schriften in der Form von Jahrbüchern herauszugeben; darin hätte dann Schillers Dramaturgie auch ihren Platz finden können. Am 7. Juni 1784 schreibt er an Dalberg, daß die Bühne „noch einmal so viel gewinnen würde, wenn die Dramaturgie ein eigenthümliches, periodisch fortlaufendes Werk, und nicht ein bloßer Beitrag zu einem gemeinschaftlichen, vielleicht mit den trokensten Aufsäzen beschwerten, und alle Jahre nur einmal erscheinenden Buche wäre.“

---

4) Die „Rheinischen Beiträge zur Gelehrsamkeit“ erschienen in Mannheim seit 1777 und wurden seit 1783 von Klein fortgesetzt als „Pfälzisches Museum“.

5) z. B. vom 29. September 1783 und 1. Mai 1784.

„Ich weiß wohl, daß das Journal der Gesellschaft aufhören wird interessant zu sein, wenn ich mit dem dramatischen Teil desselben zurücktrete, — ich wollte auch beinah wetten, daß Schwan den Verlag aufgeben wird, wenn dieser Artikel davon ausgeschlossen würde, aber eben darum hätte ich für die Aufnahme unserer Bühne so sehr gewünscht, daß ich in den Stand gesezt worden wäre, die Dramaturgie vor mich allein in die Welt zu schiken. Da E. E. versichern, daß das Theater keinen Schritt für mich thun könne, und da ich von Buchhändlern keine hinlängliche Belohnung für meine Mühe in dieser Sache erwarten kann, so fürchte ich alles für meinen schönen Entwurf, und ich höre auf, zu hoffen, daß er zu Stande kommen würde. Ich bekenne aufrichtig, daß es mir, wie den besten von hiesigen Schauspielern leid thut, daß eine Anstalt, die der hiesigen Bühne so glänzende Aussichten öfnete, durch ein so geringes Hindernis scheitern soll, und doppelt wehe thut es mir, weil ich fühle, was und wieviel ich zum Ruhm unserer Bühne würde gethan haben."

Dalberg scheint die Sache aber doch noch nicht ganz aufgegeben, sondern Schiller darüber noch einmal geschrieben zu haben, denn Ende Juni 1784 verspricht ihm Schiller in demselben Briefe, in dem er ihn um die Erneuerung seines Theaterkontraktes angeht, der „Entwurf wegen der Dramaturgie soll ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen" (Jonas 108). Und wirklich schickt er ihm in dem Briefe vom 2. Juli 1784 den Entwurf einer „Mannheimer Dramaturgie":

„Fridrich Schiller erbietet sich gegen eine jährliche Gratifikazion von 50 Dukaten eine Dramaturgie des Mannheimer Nazionaltheaters im Druk zu liefern, und der Kurfürstl. Theatralintendance eine bestimmte Anzal Exemplarien davon verabfolgen zu lassen."

Nachdem Schiller dann noch einmal den Nutzen und die Absicht dieser „Dramaturgischen Monatsschrift" auseinandergesetzt hat, läßt er einen Plan der einzelnen Hefte folgen (SS 3, 526).

Er fügt hinzu, im Falle die Intendanz einverstanden wäre, brauche Dalberg nur seine Unterschrift darunter zu setzen. Das Journal würde dann Anfang August 1784 — also zu Beginn des nächsten Monats — zu erscheinen anfangen. „Sonst bin ich schlechterdings außer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu thun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehn. Ich erwarte

von E. E. eine beschleunigte Antwort, und werde, im Falle sie meinen Wünschen gemäß ist, auf der Stelle meine Maaßregeln nehmen, und Briefe, die schon bereit liegen, der Post übergeben."

Auf diesen Brief hat Schiller anscheinend keine Antwort mehr erhalten. In einem Briefe vom 19. September 1784 an Dalberg [6]) erwartet zwar Iffland noch die Dramaturgie: erschienen ist sie jedoch in dieser Form nie.

Schillers Vertrag wurde nicht mehr erneuert. So stand der Dichter jetzt dem Theater unabhängig gegenüber und entschloß sich deshalb, diese Zeit unfreiwilliger Muße dazu zu benutzen, um den Dramaturgie-Plan auf eigene Faust auszuführen und auf diese Weise seinen Verhältnissen etwas aufzuhelfen. Dazu stimmt Schillers Klage seinem neuen Freunde Huber gegenüber, daß das deutsche Publikum seine Schriftsteller zwinge, „nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsezte) in einer Andern Sphäre würde beschäftigt haben . ."

Schillers Vermögensverhältnisse waren wirklich nichts weniger als glänzend. Besonders die Bauerbacher Schuld an Henriette von Wolzogen — 500 Gulden — drückte ihn schwer, zumal als Henriette selbst in Bedrängnis geriet und das Geld von Schiller zurückverlangte. Der Brief vom 8. Oktober 1784 ist dafür Zeugnis. Zugleich ist er aber von höchster Wichtigkeit, weil in ihm zuerst der Plan von Schillers Journal klar ausgedrückt ist, als Folge der Schuldenverhältnisse und der verunglückten Mannheimer Dramaturgie: „In dieser Woche kündige ich ein Journal an, das ich auf Subscription herausgebe. Dazu sind mir von vielen Orten her die Hände geboten worden, und meine Hoffnungen sind die besten. Wenn ich 500 Subscribenten

---

6) veröffentlicht: Grenzboten 1854, II, 437 ff.

bekomme, welches kaum fehlen kann, da ich sehr gute Maaßregeln dazu ergriffen habe, so bleiben mir nach Abzug aller Unkosten 1000 fl. fixe Revenue."

Die Aussichten hält Schiller für gut; so schreibt er an Günther Göckingk (Jonas 115): „Da Sie ohnehin die Theaterrubrik in dem Ihrigen leer lassen [7]), da die „Berliner Theaterzeitung" sinkt, und andere Broschüren dieser Art nichts taugen, so sind wenigstens von dieser Seite meine Aspecten gut." — Trotzdem scheint Schiller die Theaterangelegenheiten nur als Anlockungsmittel für die Subscribenten im Sinne gehabt zu haben, denn in demselben Briefe fährt er fort: „Übrigens wird der eigentliche Werth meines Museums auf etwas Wichtigerem beruhen, und der Fall kann kommen daß ich Wirkungen erreiche die über den Kizel der Neugier oder eines flatternden Wizes erhaben sind." Den Plan zu seinem Journale arbeitet sich Schiller „nach dem Muster des ‚Philosophen für die Welt' (ungefähr, nicht ganz)" aus [8]).

Vom 11. November 1784 datiert ist das „Avertissement" (SS 3, 528—34), das Schiller seiner neuen Zeitschrift vorausgehen läßt. Durch einen gewandten Zug sucht er sich mit einem Schlage die Gunst des Publikums auch als Journalist zu verschaffen: Er gibt eine Übersicht über die bisherige Entwicklung seiner Persönlichkeit als Mensch und Dichter, lüftet rücksichtslos den Schleier, der seine Vergangenheit dem Publikum verborgen. Denn: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient"; nur das Publikum ist jetzt sein „Studium", sein „Souverain", sein „Vertrauter". Und kein Weg, fährt er fort, war natürlicher, „den Leser in

---

7) nämlich in seinem „Journal von und für Deutschland".

8) Über Johann Jacob Engel vgl. Goedeke V, 473 f. und ADB VI, 113—115: er ist besonders bekannt durch seinen (zuerst in Schillers Horen 1795, Bd. 4, St. 10, und 1796, Bd. 8, St. 2 erschienenen) Familienroman: „Herr Lorenz Stark". Die 3 Bände des „Philosoph für die Welt" (1775, 1777, 1800) sind eine Sammlung philosophischer Abhandlungen, deren dritter Teil von Schleiermacher im Athenäum 3, 2, S. 243 f. durch eine vernichtende Kritik erledigt wurde.

das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntschaft des Menschen machte, der sie ausführen soll.“ Daß er damit Sympathie für sich und Subskribenten für seine Zeitschrift werben will, gesteht er am Schluß ganz offen. — Endlich nennt nun Schiller auch den Namen der Zeitschrift: „Rheinische Thalia“. Sie soll „jedem Gegenstand offen stehen, der den Menschen im allgemeinen interessiert und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt“. Die Einteilung, die er nun aufzählt, zeigt deutlich, daß Schiller den Plan einer reinen Theaterdramaturgie gänzlich aufgegeben hat, wenn auch Raum dafür vorbehalten bleibt.

I. „Gemählde merkwürdiger Menschen und Handlungen“, die „neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele“ zur Darstellung bringen sollen.

II. „Philosophie für das handelnde Leben.“ Mit Bezug auf diesen Punkt wohl hatte Schiller auf Engels „Philosoph für die Welt“ hingewiesen.

III. „Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz.“ Das ist der lokalpatriotische Punkt, der den Titel des Journals als „Rheinische Thalia“ begründen soll.

IV. „Deutsches Theater.“ Dieser Hauptpunkt soll das Mannheimer Theater behandeln, und zwar, wie die ausführliche Auseinandersetzung im Avertissement darüber ankündigt, in jeder Hinsicht. „Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Karakteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind.“ Mit dem Lobe der Mannheimer Bühne hält Schiller durchaus nicht zurück, hebt im Gegenteil alle ihre Vorzüge hervor. Daß er mit der Bühne in keiner Verbindung mehr steht, betont er als großen Vorzug für seine Eigenschaft als Kritiker. Zu schriftlicher Auseinandersetzung über seine Kritik steht die Thalia jedem offen, „mündlich aber auch nicht eine Erklärung“.

V. „Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken."

VI. „Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften."

VII. „Geständnisse von mir selbst." Vielleicht hat Schiller eine Ausführung der im Avertissement begonnenen Selbstbekenntnisse in Rousseau'scher Manier beabsichtigt.

VIII. „Korrespondenzen — Anzeigen — Miszellanien."

Nun handelte es sich darum, Subskribenten zu finden. Zu diesem Zwecke knüpfte Schiller Verbindungen an mit den bedeutendsten Redakteuren und Schriftstellern, die ihren Einfluß zur Verbreitung der „Rheinischen Thalia" benutzen sollten. In geschickter Weise findet er überall, selbst ihm gänzlich fremden Männern gegenüber, Anknüpfungspunkte.

Am 12. November 1784 schreibt er an Leonhard Meister, den Züricher Professor [9]), am 16. schickt er einige Exemplare des Avertissements an Günther Göcking, den Herausgeber des „Journals von und für Deutschland", ebenso an Georg Jacobi[10]). Ferner wendet sich Schiller an Arnold Ebert, den bekannten ehemaligen Bremer Beiträger und Freund Klopstocks, Lessings und Hagedorns, der jetzt am Carolinum in Braunschweig wirkte (18. November; Jonas 117). Einige Tage später wieder (26. November; Jonas 118) erhält H. Boje, der Göttinger Herausgeber des „Deutschen Museums", die Ankündigungen, und am selben Tage auch Wilhelm Gleim in Halberstadt, dem Schiller besonders voll Bewunderung und Verehrung entgegentritt. Im Vertrauen auf Lavaters „allgemeine Philantropie" sendet Schiller ihm eine Anzahl

---

9) Er erinnert daran, daß er einer der Preisrichter gewesen sei, die ihm den Preis der „Deutschen Gesellschaft" zuerkannt hätten für seine Abhandlung: „Welches sind die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache seit Carl dem Großen?" Gewissermaßen als Gegendienst verlangt Schiller jetzt, er solle für sein Journal Propaganda machen.

10) Jacobi hatte sich im Herbst 1784 auf der Reise nach Freiburg, wohin er als Professor berufen war, einige Tage in Mannheim aufgehalten und dabei Schillers Bekanntschaft gemacht, allerdings nur flüchtig. Trotzdem wendet sich Schiller jetzt an ihn.

seiner Avertissements zur Verteilung. Lavater antwortet zusagend, subskribiert sogar selbst auf ein Exemplar [11]).

Trotzdem, den erhofften Nutzen hatte Schiller wohl kaum von diesen Briefen. Denn während Boje seine Bitte gewährte und das Avertissement im Dezemberheft des „Deutschen Museum“ unverkürzt abdruckte [12]), scheint Göcking ihn schroff abgewiesen und sogar den Dramatiker Schiller in seinem Journal angegriffen zu haben [13]).

Sehr günstig ist die Besprechung des Avertissements im „Pfälzischen Museum“, 9. Heft pro 1784: „. . . Möge das Publikum dieses rühmliche und gemeinnützige Unternehmen mit der Wärme unterstützen, mit welcher dieser unermüdete, durch so glückliche Geistesgaben sich auszeichnende Mann für dasselbe arbeitet [14]).“

Ferner setzte Schiller seinen ganzen Freundeskreis in Bewegung. Reinwald schreibt ihm am 2. Dezember 1784: „Die überschickten fünf Avertissements hoff ich alle zu soviel Exemplaren unterzubringen. Schicken Sie mir noch einige vielleicht bring ich noch mehr heraus. Aber die fünf denk ich, sollen gewiß bleiben. Nach Paris wüst ich keinen bessern Kanal als durch den Sekretär Hahn in Zweibrücken, der die franz. Autoren besorgt. Wegen Wien dürfen Sie sich nur an den jungen Baron Braun, den Sohn eines dasigen Reichshofrates wenden, der in Stuttgart auf der Akademie die Rechte studiert . . . [15]).“ Jedoch schon am 18. Januar 1785 sieht sich Reinwald genötigt, mitzuteilen, daß er nicht mehr als fünf Abonnenten hat gewinnen können. Ebenso taten natürlich auch die Leipziger Freunde, Körner und Huber, ihr möglichstes. A. F. Lempp, ein Freund noch

---

11) H. Funck, „Ein Brief von Schiller an Lavater und Lavaters Antwortschreiben.“ Beilage der Allgem. Ztg. 1901, Nr. 164.

12) Hiernach der Druck in SS 3, 528 ff.

13) vgl. Braun I, 120, 10.

14) Schillerbuch. Dresden 1860, S. 239.

15) Bemerkenswert ist, daß Schiller auch im Auslande Abnehmer sucht.

von der Karlsschule her, verspricht am 30. November 1784 gleichfalls, Subskribenten zur „Rheinischen Thalia“ zu sammeln. Allerdings habe der Herzog ein ihm von Oberst Seeger zugesandtes Exemplar des Avertissements ohne jede Äußerung zurückgeschickt[16]). O. Winckelmann, Schillers ehemaliger Rivale bei Charlotte von Wolzogen, schreibt am 23. Februar 1784 aus Ludwigsburg: „... berichte Ihnen, daß ich seitdem noch drei Subscribenten zur Rhein. Thalia erhalten habe“. Ferner: „Ein gewisser Grub, der sich einen Commissaire de la révision des postes Impériales nennt und mit seinem Bruder dem Schillerschen Freundeskreise in Mannheim angehört zu haben scheint, ... erbietet sich, in der fränkischen Gegend, sowie in Regensburg, München, Augsburg, wo er mit den besten, aufgeklärtesten Köpfen in genauer Verbindung stehe, Liebhaber zu werben; auch möge sich Schiller nur an ihn wenden, wenn er etwas mit den Reichsposten abzumachen habe; und schließlich will er den Namen des jungen Dichters sogar in Italien verbreiten, denn er kenne einen vortrefflichen Mann, den Baron Bassus, der eine Buchdruckerei an der südlichen Grenze errichtet habe und die besten Werke der deutschen Muse zu guten Übersetzungen unter den italienischen Himmel zu verpflanzen gedenke . . .“ — Der Schauspieler Neumann in Weimar schreibt am 13. Oktober 1784: „Soeben erhalte ich Ihren lieben Brief mit Ihren avertissements, welche ich zu vertheilen, und Ihnen Subscribenten zu verschaffen mir alle Mühe geben werde. Denn .. ich gelte hier sehr viel beym Publ.“ G. F. Scharffenstein fragt am 3. Januar 1785 an, „ob ich die wenige Subscribenten die ich schon habe und diejenige die ich in ein paar Tagen kriegen kann auf der Post nach Ludwigsburg schicken soll. Die Post hatte Avertissements schon herumgehen lassen, mit hin war ich prevenirt. Demongeachtet hätt ich doch eine artige anzahl im Lande

---

16) „Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg“, 1905, S. 75—80.

kriegen können ... wann ich mehr Avertissements gehabt hätte ..."[17]).

Besonders bemerkenswert ist ein Brief von Schillers Vater, vom 12. Januar 1785[18]): „... Ich hätte um meinetwillen wünschen mögen, daß in dem Avertissement die Unvollkommenheit in der Akademie wäre weggelassen worden[19]), indem es das Ansehen gewinnen könnte Er und Göcking hätten sich miteinander verstanden, und dies ist auch eine große Hinderniss an der Subscription, weil man sich fürchtet auf ein Werk zu subscribiren, dessen Ankündigung sich odiös gemacht hat."

Aus Reinwalds Brief läßt sich bereits ersehen, welche Mühe es kostete, Subskribenten für ein neues Journal aufzutreiben. Schiller brachte denn auch im ersten Heft nicht das versprochene Verzeichnis der Abonnenten. Ihre Zahl war wohl so gering, daß sie durchaus nicht zur weiteren Werbung für die Zeitschrift hätte dienen können. Als Entschuldigung brachte der Herausgeber auf dem Umschlag des Heftes vor, daß nur der kleinste Teil der Subskribenten sich ihm genannt habe (SS 3, 596).

Dieser geringe Erfolg ist wohl erklärlich. Die große Anzahl von damals bereits bestehenden Journalen machte wohl in den Augen vieler ein neues entbehrlich. Zudem war die Subskription eine unnötige Mühe, da jeder Käufer das Heft nach Erscheinen in der Schwanschen Buchhandlung in Mannheim einzeln haben konnte.

---

17) Schillerbuch III, 2 bringt einen weiteren Brief Schillers wegen Verbreitung des Avertissements. Der Adressat ist unbekannt, vielleicht Herder oder Bertuch.

18) J. Minor. Aus dem Schillerarchiv. Weimar 1890, S. 53.

19) Gemeint sind Schillers freimütige Äußerungen über die Zustände in der Akademie.

Die „Rheinische Thalia“.

Mitte März 1785 erschien das erste Heft der „Rheinischen Thalia“; es sollte auch das einzige bleiben.

Dieses erste Heft hatte Schiller große Mühe gemacht und ihn manche mühevolle Stunde gekostet. So schreibt er am 10. Februar 1785 an Körner: „. . . Zum großen Glüke läßt mich die rheinische Thalia nicht zu Atem kommen. Unzälige Briefe liegen mir zur Beantwortung da . . .“ Besonders bemerkenswert ist die Erzählung seines treuen Flucht- und Leidensgenossen Streicher: „Das Sammeln der Materialien für mehrere Hefte, das Ausarbeiten derselben, welches in Mannheim, da er noch keinen Mitarbeiter hatte, ganz auf ihm lastete, beschäftigte ihn oft bis tief in die Nacht, erhöhte aber auch seinen Muth, weil er daraus größere Vortheile, als durch Stücke für die Bühne zu ziehen hoffen durfte.“ Und Schillers Fleiß ließ die Arbeit rasch vorwärts schreiten. Im Januar 1785 bereits schickte er an Anton von Klein eine „Partie“ aus seiner Th, darunter auch den Don Carlos, mit Ausnahme der zwei letzten Bogen, und bat um Kleins „kritische Meinung“.

Am 8. März 1785 schreibt Frau von Kalb an Christophine Schiller: „Das erste Heft der Thalia wird nun diese Woche erscheinen, — ich habe einiges davon gelesen, worunter besonders Szenen aus dem Trauerspiel Karlos — der Aufmerksamkeit, des Beyfalls aller Denkenden und Fühlenden werth ist.“ Die Widmung des Don Carlos ist vom 14. des Lenzmonats (März) 1785 datiert. Am 19. sind die Exemplare schon in Mannheim bekannt, und am 25. schreibt Schiller an Huber: „Den 1. Theil der Thalia werden Sie nunmehr haben . . .“

Auf dem Titelblatt: „Rheinische Thalia, herausgegeben von Schiller. Erstes Heft. Lenzmonat 1785. — Mannheim, auf dasigem kaiserl. freien R. Postamt, und in der Schwanischen Hofbuchhandlung zu haben." 8^0. 4 Bl., 199 Seiten. Auf der 200. (unpaginierten) Seite: „Berichtigungen".

„Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Herrn Karl August, Herzog zu Sachsen etc. etc. regierenden Herzog zu Weimar und Eisenach, unterthänigst gewidmet von dem Herausgeber." (SS 3, 588). Es mag merkwürdig berühren, eine derartige Widmung an der Spitze eines Journals zu sehen, dessen Herausgeber im Avertissement sich gerühmt hatte: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient." Die Erklärung finden wir in der Vorrede an Karl August (SS 3, 589), in der Schiller auf seine Don Carlos-Vorlesung hinweist, die er am Darmstädter Hofe gehalten hatte. Als sich nämlich Ende 1784 Karl August als Gast daselbst aufhielt, war Schiller durch Vermittelung der Frau von Kalb in den dortigen literarisch sehr angeregten und empfindsamen Zirkel der Landgräfin Caroline eingeführt worden. Am 26. Dezember las Schiller im ganzen fürstlichen Familienkreise und in Gegenwart des Herzogs den ersten Akt des Don Carlos vor und erntete allgemeinen Beifall. In der folgenden Unterredung hielt Schiller dem Herzog gegenüber mit seinem Wunsche nach einem Titel — der seiner Meinung nach allein seine Flucht aus Stuttgart wieder gut machen konnte — nicht zurück. Schon am nächsten Morgen (27. XII.) verlieh ihm nun Karl August „mit vielem Vergnügen und um ihm ein Zeichen seiner Achtung zu geben" den Rang als fürstlichen Rat, worüber das Dekret ihm vom 14. Januar 1785 zugestellt wurde [1]).

Eröffnet wird die „Rheinische Thalia" auf S. 1—25 mit dem theoretischen Aufsatze: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? Eine Vorlesung,

---

1) Streicher, S. 155 f. und Emilie v. Gleichen-Russwurm, „Karl Augusts erstes Anknüpfen mit Schiller". Stuttgart 1857.

gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft am 26. des Junius 1784, von F. Schiller, Mitglied dieser Gesellschaft, und Herzogl. Weimarischen Rath." (SS 3, 509—524).

S. 26—94 folgt: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache. (Aus einem Manuscript des verstorbenen Diderot gezogen)" (SS 3, 535—557). Dazu bemerkt die Titelseite im „Inhalt": „... übersetzt vom Herausgeber aus einer Handschrift des Herrn Diderot". — Diderot starb am 31. Juli 1784. 1773 bereits hatte er sein „Jacques le fataliste et son maître [2]) geschrieben, aber nicht herausgegeben. Abschriften davon gingen an den kleinen Höfen Deutschlands herum. Schiller gibt selbst am Schluß der Arbeit an: „Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim besitzt die Originalschrift, und seiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieser Thalia Gebrauch davon machen durfte." Im Februar 1793 las Schiller „ Jacques le fataliste" in deutscher Übersetzung [3]) und „ergötzte sich sehr daran". Es geht daraus hervor, daß ihm im Jahre 1785 noch nicht der ganze Roman vorgelegen hat [4]). Denn Diderots Roman besteht — in einem Wirtshaus spielend — in Unterhaltungen zwischen Jacques, seinem Herrn und der Wirtin. Schiller übersetzt nur eine Episode, eine Erzählung der Wirtin. Die vielfachen Zwischenbemerkungen — des Autors und der drei Personen — und die übrigen Störungen, die durch das Wirtshausleben entstehen, läßt Schiller natürlich weg, weil sie für deutsche Leser unverständlich gewesen wären, und liefert eine zusammenhängende Erzählung. „... Die kühne Neuheit dieser Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die schmucklose Eleganz der Beschreibung" haben Schiller zur Übersetzung veranlaßt. Der Inhalt ist kurz folgender: die Marquise von Pommeraye will sich an ihrem treulosen Liebhaber, dem Marquis d'Arcis, rächen. Durch ein gewagtes

2) Oeuvres complètes de Diderot, par J. Assézat. Bd. VI. Paris 1875.
3) von Mylius 1792: „Jacob und sein Herr."
4) Freilich spricht er im Schlußwort von der „Originalschrift" s. o.!

Intriguenspiel bringt sie eine Heirat zwischen dem Marquis und einem Fräulein d'Aisnon zustande, die, ohne daß der Marquis davon weiß, arm geworden ist und sich einem leichtfertigen Leben überlassen hat. Erst nach der Hochzeit klärt sie den Marquis auf, der sich zwar zuerst nicht zu fassen weiß, schließlich aber doch glücklich wird.

Ludwig Geiger hat in seinem Aufsatz „Schiller und Diderot“ [5]) nachzuweisen gesucht, daß „die Übersetzung, die Schiller von dieser Erzählung gegeben hat, kein Meisterwerk ist“. Er tadelt an ihr, daß sie es „nicht zur Selbständigkeit eines Originalwerks gebracht“ hat. Ferner führt er Mängel der Übersetzung an: Auslassungen, die den Sinn schädigen (elfmal), „Freiheiten, die weder schön sind, noch zur Deutlichkeit beitragen“ (5 Stellen), dreimal unnötige Verstärkung des Ausdrucks, eine „merkwürdige Abschwächung“, und zahlreiche Mißverständnisse und Fehler in der Übersetzung. — Daß Schiller kein Meisterwerk geliefert hat, ist ja nicht zu leugnen; sagt er doch selbst am Schluß, daß die Übersetzung „freilich die Eigentümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird“. So sehr schlimm ist es aber mit den Mängeln doch nicht. Allerdings die Übersetzungsfehler sind manchmal bedeutend. So sagt bei Diderot [6]) die Marquise: „Allez-vous-en rue Traversière, à l'hotel de Hambourg“, was Schiller übersetzt mit: „Geh von hier aus quer über die Straße“, ein Mißverstehen des Namens „Traversière“, das sich nur aus der mangelhaften Beherrschung des Französischen durch Schiller erklären läßt. Dafür haben wir aber echt Schillersche Eigentümlichkeiten der Sprache, deren Leidenschaftlichkeit allein schon stark von Diderots Sprache abweicht. Jedenfalls hat Schiller als Erzähler viel von Diderot gelernt, und seine Sprache in der vorliegenden Erzählung erinnert bereits an den „Geisterseher“.

Warum Schiller die Namen der beiden Hauptpersonen

---

5) Marbacher Schillerbuch I, 81—91.
6) S. 156 bei Assézat, VI.

verschweigt und nur die Anfangsbuchstaben setzt, ist nicht ersichtlich. Geiger vermutet, daß es in Schillers Vorlage ebenso gewesen sei.

Diderot sagt in seinem Schlußwort über die Handlungsweise der Marquise: „Hassen und fürchten kannst du die Marquise, doch verachten wirst du sie nie.“ Daß sie, um ihre Ehre zu rächen, „den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern“ bringt, findet er entschuldbar. Schillers gänzlich verschiedener Standpunkt aber äußert sich in der Bemerkung: „Diderots ganze Beredsamkeit wird dennoch schwerlich den Abscheu hinwegräsonniren, den diese unnatürliche That nothwendig erwecken muß.“

Diese Erzählung Diderots wurde in Frankreich übrigens erst durch eine Rückübersetzung aus der Thalia bekannt: „Exemple singulier de la vengeance d'une femme, conte moral, ouvrage posthume de Diderot“ erschien „Londre (sic!) 1793 [7]“. —

Den größten Teil des Heftes (S. 95—175) füllt die erste Veröffentlichung des Don Carlos, bestehend aus der Vorrede und dem ganzen ersten Akt (SS 5, I, 1—64).

Es folgt als Nr. IV (S. 176—184) der „Brief eines reisenden Dänen. Der Antikensaal zu Mannheim.“ (SS 3, 576—582.) Datiert ist dieser Brief von Schillers einzigem, aber auch nur angeblichen Mitarbeiter aus Mannheim, gezeichnet „T- - - - - ee.“ Unstreitig ist der Brief von Schiller selbst, der ja, wie Streicher bezeugt, damals noch keinen Mitarbeiter hatte. Das Pseudonym eines Dänen wählte er wohl im Gedanken an K. L. Rahbeck; dieser Däne, der auf seiner Reise in allen größeren Städten Deutschlands Aufenthalt nahm, war im Juli 1784 eine Zeitlang in Mannheim gewesen und mit Schiller näher bekannt geworden [8]).

---

7) Victorien Sardou hat den Stoff 1870 dramatisch bearbeitet in seiner „Fernande“.

8) vgl. „K. L. Rahbeck, Erinnerungen aus meinem Leben.“ Übersetzt von L. Kruse. 2 Bde. Leipzig 1829.

Man weiß, wie groß der Eindruck der Mannheimer Antikensammlung auf Lessing und Goethe [9]) war, und so wäre es auffallend, wenn Schiller, damals Bewohner Mannheims, teilnahmslos an diesem in Deutschland einzigartigen Institut vorübergegangen wäre. Gerade damals auch beginnt Schiller in seinen Briefen zuerst Teilnahme für bildende Kunst zu äußern. Auch der Einfluß der Lektüre von Lessings Laokoon in dem vorliegenden Aufsatze ist nicht zu verkennen.

„Es genierte ihn vielleicht, daß er sich als Verfasser sämtlicher Aufsätze im ersten Heft der Thalia nennen sollte, und darum nahm er die Chiffre ‚T-----ee' vor. Wer übrigens die Autorschaft Schillers bezweifeln möchte, der würde ihn eines Plagiats beschuldigen, denn die Worte des Briefes: ‚Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen, und näherten ihre Menschen den Göttern. Sie waren Kinder einer Familie', finden sich später in den ‚Göttern Griechenlands' wieder:

> ‚Da die Götter menschlicher noch waren,
> Waren Menschen göttlicher.' "

So urteilt mit Recht Boas [10]).

Ein „Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters" (S. 185—191, SS 3, 590—591) soll die großen Versprechungen erfüllen, die Schiller im Avertissement gemacht hatte. Der Punkt IV: „Deutsches Theater" sollte das Wichtigste in der ganzen Zeitschrift werden. Aber Schiller war gänzlich mit der Mannheimer Bühne zerfallen, die übrigen Aufsätze der „Rheinischen Thalia" mußten ihm überhaupt weit

---

9) Weimarische Goethe-Ausgabe I, 28, 84 ff.

10) Nachträge zu Schillers sämtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Stuttgart 1839/40, II, S. 511. — Vgl. auch: „Fr. von Schillers Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften. Geschrieben von ihm selbst. Geordnet von A. Diezmann." Leipzig 1854. S. 381—384 bringen wortgetreue Stellen über Laokoon, Torso etc., die sich in späteren Briefen Schillers wiederfinden.

anziehender sein, der Don Carlos beanspruchte einen großen Teil seiner Zeit, und so ist es erklärlich, daß die Teilnahme für das Theater und die Kritik der Vorstellungen mehr in den Hintergrund trat. Zudem gibt Schiller auf dem Umschlage des Heftes an: „Weil einige Aufsätze in diesem ersten Hefte der Thalia weitläufiger ausgefallen sind, als der Herausgeber anfangs vermutete, und es ihm doch nicht schicklich schien, sie zu trennen, so mußten natürlicher Weise mehrere Artikel, wozu er sich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für diesmal ausgeschlossen werden. Vorzüglich gilt das von der dramaturgischen Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters, welche ich ungerner als jeden andern Aufsatz abreißen mochte, und deswegen für das zweite Heft meiner Thalia bestimme. Eben das rechtfertige auch mein Stillschweigen von den übrigen Punkten.“ Das Publikum verliere bei dieser Einrichtung nichts, „weil es ihm einerlei seyn kann, ob der Verfasser sein Versprechen am Ende eines einzelnen Hefts, oder am Ende des ganzen Jahrgangs erfüllt hat“ (SS 3, 596). Und an der Spitze des Repertoriums selbst vertröstet Schiller in einer Anmerkung die Abonnenten: „Eh ich mich im zweiten Heft der Thalia ausführlicher über diese Bühne erkläre, sende ich hier ein Kurzes Tagebuch über die Vorstellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden“ (SS 3, 583).

Mehr als ein Tagebuch ist es auch wirklich nicht; manchmal ist bloß der Name des Stücks angegeben, hin und wieder Bemerkungen über die Schauspieler. „Die Fortsetzung ein andermal“ heißt es am Schluß; aber das zweite Heft der Zeitschrift erschien bereits in Leipzig, die Abonnenten und der Gesichtskreis Schillers waren ganz andere geworden, und so bleibt dieses kurze Repertorium in der „Rheinischen Thalia“, 1. Heft, das einzige, was an den ursprünglichen Plan Schillers, an die Mannheimer Dramaturgie, erinnert.

Trotzdem hat Schiller außerdem noch für eine Theaterangelegenheit Raum in seinem Journal (S. 192—194). Denn

diese Theaterintrigue, dieser „Wallensteinische Theaterkrieg“ (SS 3, 590/591) hatte die Mannheimer Theaterwelt sehr erregt, und so konnte Schiller nicht daran vorbeigehen, wenn er auch das „theatralische Hahnengefechte“, „diese Kleinste der Kleinigkeiten“ gebührend herabsetzt und mit Spott überschüttet. Dazu vergleiche man die Äußerung Schillers in einem Briefe an Göcking vom 16. November 1784 (Jonas 115): „Aus hiesigen Gegenden kann ich Ihnen nichts von Erheblichkeit mitteilen. Eine erbärmliche Theaterbalgerei, die das ganze hiesige Publikum in Alarm brachte, ist das Merkwürdigste. Madame Wallenstein (vielleicht kennen Sie sie) mußte schnell vom Theater weichen. Wir verloren eine Hexe um einer — platzzumachen [11]).“ Bemerkenswert ist vor allem, daß Schiller auch diese Gelegenheit benutzt, die Verdienste Dalbergs, der „Seele der Mannheimer Bühne“, hervorzuheben und ihn in Schutz zu nehmen. Es liegt ihm also doch noch etwas an einem günstigen Verhältnis zu Dalberg und seiner Bühne [12]).

---

11) vgl. dazu: Wilhelm Koffka, „Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims.“ Leipzig 1865, S. 545 ff.

12) Die Folgen dieser beiden Artikel (V und VI) sollte Schiller bald empfinden. Seine freimütigen Äußerungen hatten ihm viele Feinde gemacht. Streicher (S. 157) erzählt darüber, daß „. . . der größte Teil der Mitglieder (des Theaters) ihn jetzt schmähte und erbost auf ihn war. Dieser fast allgemeine Haß war durch die Beurteilungen . . . der Darstellung einiger Stücke veranlaßt, in welchen mehrere Mitglieder, die früher an vieles Lob von ihm gewöhnt waren, sehr hart mitgenommen wurden. Diese Kritiken mußten um so mehr auffallen, als damals eine Zeitung oder ein Journal sehr selten über einzelne Schauspieler etwas erwähnte, und diese ohnehin es mit den meisten Künstlern gemein haben, sich für vollkommen oder unfehlbar zu achten“. Dazu vergleiche man den Brief Schillers an Dalberg vom 19. März 1785, wo es heißt: „Wie sehr bewundere ich E. E., daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren.“ — Besonders rügt Schiller bei dieser Gelegenheit das Betragen des Schauspielers Boek: „Herr Boek hat Vergötterung erwartet, und keine gefunden“, und obgleich Schiller seine Kunst durchaus nicht herabgesetzt hatte, scheute er sich nicht, „auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen, und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden“.

Unter dem Titel „Dramaturgische Preißfragen“ (SS 3, 592—595) bringt Schiller auf S. 194—199 die von Dalberg im Jahre 1784 aufgestellten Preisfragen über Schauspielkunst, an deren Beantwortung sich die hervorragendsten Schauspieler beteiligt hatten, nochmals zur Kenntnis und veröffentlicht gleichzeitig die für das Jahr 1785 bestimmten neuen. Er schließt daran selbständig eine Mahnung an alle Bühnen Deutschlands, ebenfalls an der Beantwortung teilzunehmen.

Am Schluß des Heftes zwei Berichtigungen. Auf der Rückseite des ersten Blattes des Umschlags die bereits erwähnte Entschuldigung.

Hat nun das erste Heft der neuen Zeitschrift auch das gehalten, was sein Herausgeber mit so großem Selbstbewußtsein in Aussicht gestellt hatte, hat es seine im Avertissement versprochenen Vorzüge auch eingelöst? Ein „Gemählde merkwürdiger Menschen und Handlungen“, das Punkt I verspricht, haben wir in der Diderotschen Erzählung in hervorragendem Maße, dagegen ist von „Philosophie für das handelnde Leben“ in diesem Hefte nichts zu finden. Den Titel „Rheinische Thalia“ rechtfertigt der lokalpatriotische Beitrag, der „Brief eines reisenden Dänen“. Unter Punkt IV („Deutsches Theater“) fiele als allgemeiner Punkt der Aufsatz über den Nutzen der Schaubühne, insbesondere Mannheim betreffend das „Repertorium“, der „Wallensteinische Theaterkrieg“ und die Preisfragen. Trotzdem hat aber gerade dieser Punkt, auf den Schiller im Avertissement das Hauptgewicht legt, und der ja im Grunde den Ausgang für den ganzen Journalplan bildet, bei weitem nicht das Versprochene gebracht, und der Herausgeber vertröstet die Abonnenten auf später. Unter Punkt V fällt das Don Carlos-Bruchstück, während die drei letzten Abteilungen im Avertissement (VI—VIII) in diesem ersten Hefte gänzlich außer acht gelassen sind.

Natürlich ist es höchst lehrreich, die Meinung der Zeitgenossen Schillers über seine Werke nachzulesen. Über das

erste Heft der „Rheinischen Thalia“ bringt Braun einige Zeitungsbesprechungen, deren Länge und Ausführlichkeit beweist, wie sehr damals neue Arbeiten des berühmten Dichters der „Räuber“ die Aufmerksamkeit beanspruchten. Die „Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena — Leipzig — Wien, 1785, 21. May“ kritisiert das ganze Heft als „dramaturgisches Journal“ und sucht deshalb alle Aufsätze darin in irgendwelche Beziehung zur Bühne zu setzen. Von der Erzählung Diderots meint der Rezensent deshalb: „. . hat vermuthlich als ein schicklicher Stof zu einem Schauspiele hier Platz gefunden“, und ist der Ansicht, „die Winke, die Herr S. über die rechte Schätzung von dem Charakter jener Frau giebt, können gleichfalls dem dramatischen Dichter sehr zu statten kommen.“ Und bei der Besprechung des Briefes über den Antikensaal muß er dann konsequenterweise sagen: „. . aber was gehen die Büsten die Thalia an?“

Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig 1786, 32. Bd., 1. Stück, S. 289 bis 323“ bringt eine Besprechung der ersten drei Hefte zusammen, von denen aber das erste fast den ganzen Raum beansprucht. Sie sucht zu beweisen, daß das neue Journal „bey allem Guten, das es enthält, im Gegentheil auch manches bey sich führe, das eher zum größeren Verderbnis des Geschmacks, als zur Verfeinerung desselben beytragen müßte.“ Sie bringt große Auszüge aus der Anfangsrede, aus dem Don Carlos, verurteilt gänzlich den „Brief eines reisenden Dänen“ („Große, breite Worte praetereaque nihil“), aber über die andern Aufsätze kein Wort. Diese ganze Kritik ist Schiller nichts weniger als günstig und erschöpft sich zum großen Teil in kleinlichen Nörgeleien. Sie war verfaßt von dem Leipziger Buchhändler Dyk, dem Verleger der „Neuen Bibliothek“, und seinem Ratgeber Schreiter, die Schiller auch als Verfasser dieser „stümperhaften Arbeit“ voll von „bösem Willen und Galle“ erkannte.

Die Thalia.

Th II

Die Einnahmen aus der „Rheinischen Thalia“ waren für Schiller recht wenig ergiebig. Wie wir aus dem Briefe an Körner vom 3. Juli 1785 entnehmen, brachte der Selbstverlag so wenig ein, daß ihm die Mannheimer Post sogar noch die geringen Subskriptionsgelder vorenthielt: „... Ich habe keine Hoffnung, vor einem Vierteljahr einen Pfennig von Subscriptionsgeldern zu sehen, wenn ich nicht ganz und gar darum betrogen bin.“ Da kam es ihm gelegen, daß der neue Freund, Huber, am 7. Januar 1785 ihm schrieb: „Ein hiesiger Buchhändler, der mein Freund ist, wünschte zu erfahren, ob Sie wegen des nicht an Subscribenten versagten Rests der Auflage Ihrer Thalia schon mit irgend einer Buchhandlung in Verbindung stünden? Falls dieses nicht wäre, erbietet er sich zur Übernehmung desselben und überläßt Ihnen die Festsetzung der Bedingungen.“ Schiller antwortete am 28. Februar, er wolle — auch wenn er dabei verlieren würde — die Thalia gern einem Buchhändler überlassen, da er sich zum Kaufmann nicht schicke. Er benötigt etwa 300 Taler Vorschuß zur Bezahlung seiner Schulden und möchte diesen Vorschuß von dem betreffenden Buchhändler haben. „Mein Plan ist dieser — alle zwei Monate bezahlt ich von meiner Thalia 50 Thaler zurück mit landesüblichen Zinsen, bis die Schuld getilgt wäre. Die Bezahlung aber dürfte nur mit dem dritten Hefte anfangen. Meiner ganzen Berechnung zufolge beläuft sich“ — freilich eine zu sanguinische Ansicht — „meine jährliche Einnahme von der Thalia auf ohngefähr 800—900 Reichsthaler nach Abzug der Unkosten. Wollte mir ein Buchhändler zu Leipzig den

ganzen Verlag der Thalia abnehmen, so würde ich schnell aus dem Embarras sein . . .“ Huber schrieb alsbald an den Buchhändler, seinen Freund Georg Joachim Göschen in Leipzig und teilte ihm wörtlich [1]) Schillers Meinung mit. Zwei Möglichkeiten stellt er auf: die 300 Taler sollen Schiller entweder „als Vorschuß auf den Handel über die Thalia“ oder „als Vorschuß auf die Überlassung des Rests der noch nicht an Subscribenten vergebenen Exemplare von der Thalia, und auf das Vorrecht des Dom Karlos“ gegeben werden. Gleichzeitig hatte Huber an Christian Gottfried Körner, der an Göschens Handlung finanziell beteiligt war, geschrieben. Körner teilte nun Göschen am 6. März mit, er wolle, um „Schiller einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihn zugleich für unseren Verlag zu gewinnen“, ihm die 300 Taler vorschießen; „doch muß es den Anschein haben, als ob es von Ihnen geschähe, um den Verlag der Rheinischen Thalia zu bekommen. Ich werde Schillern schreiben, daß ich in Ihrer Handlung ein Capital hätte, daß ich daher mit Ihnen in Abrechnung stünde, daß er aber die Bedingungen wegen der Übernahme der Rheinischen Thalia bloß mit Ihnen auszumachen hätte, daß Sie ihm auf eine Art, wie er es verlangte, 300 Thlr. zuschicken würden gegen einen Schein, den Sie mir auf den Fall, daß Sie über die Bedingungen nicht einig werden könnten, als baares Geld anrechnen würden. So sieht er, daß man ihm nicht etwa einen nachtheiligen Handel abnöthigen will. Werden Sie mit ihm einig, wie ich nicht zweifle, so wird uns hernach wohl nichts von seinen übrigen künftigen Schriften entgehen.“

In diesem Sinne schrieb Körner auch an Schiller. Er selbst schoß also dem neuen Freunde das Geld vor, während Schiller nichts davon wußte und in gutem Glauben nur mit Göschen wegen der Übernahme der Thalia zu verhandeln hatte. Der Übergang der Zeitschrift in Göschens Verlag

1) bis auf eine wenig schmeichelhafte Äußerung Schillers, der — seiner Erfahrungen mit Schwan und Götz wegen — den Ausdruck „Juden“ für Buchhändler geschrieben hatte.

war bald erledigt, da Schiller in Leipzig die Verhandlungen mit Göschen mündlich führen konnte. Vom ersten Hefte ließ Göschen einen Neudruck anfertigen, worin (nach Trömel) der Inhalt folgendermaßen verteilt ist:

4 Bl. Widmung,
S. 1—25: Aufsatz über die Schaubühne,
S. 26—90: Merkwürdiges Beispiel etc.,
S. 91—175: Don Carlos.

Dann übereinstimmend mit dem ersten Druck bis

S. 195—199: Dramaturgische Preisfragen.

Am 17. April 1785 kam Schiller in Leipzig an. Schon am 7. Mai schreibt er an Körner: „Meine jetzige Beschäftigung zu Gohlis wird die Thalia und der Carlos sein.“ Es eilte ihm aber anscheinend nicht so damit, denn erst am 3. Juli schreibt er wieder: „Was die Thalia betrifft, so wird in einigen Wochen eine Anzeige von mir in der besten Zeitung erscheinen, worin die Ursachen der bisherigen Verzögerung kürzlich angegeben sind; denn meine Abreise aus Mannheim entschuldigt diesen Aufschub hinlänglich.“ Diese Anzeige ist jedoch nicht erschienen. Er glaubt nicht, daß das zweite Heft zu Ende von 6 Wochen fertig sein könnte. Es erschien denn auch wirklich erst in der zweiten Hälfte des Februars 1786, allerdings in gänzlich veränderter Gestalt, und Schiller begründet das auf dem Umschlag des zweiten Heftes:

„Die Fortsetzung der rheinischen Thalia wurde voriges Jahr durch eine Reise des Herausgebers unterbrochen und fängt nunmehr im Jahre 1786 unter einigen wesentlichen Veränderungen von neuem an.

„Artikel, welche auf die Pfalz und die übrigen Rheingegenden eine lokale Beziehung haben, gehören nicht mehr in den Plan der Thalia[2]). Aufsätze von vorzüglichem Gehalte, die dahin einschlagen, werden zwar nicht ausgeschlossen, aber man verbindet sich zu keinem. Was die Dramaturgie des Mannheimer Theaters insbesondere betrifft, so verweise ich den Leser auf eine detaillierte Geschichte dieser Bühne, welche,

---

2) Daher wird die Zeitschrift fortan nur noch einfach „Thalia“ genannt.

wie man mir sagt, unter der Aufsicht des Freiherrn von Dalberg noch in diesem Jahre erscheinen soll, und von den besten Mitgliedern jener Bühne verfaßt wird.

Die Bogenzahl der nun folgenden Hefte ist unbestimmt, wie auch die Zahl ihrer Erscheinung. Überhaupt aber werden dieselben kleiner sein, und desto öfter herauskommen."

Die Liebhaber dieses Journals wenden sich an den Verleger G. J. Göschen zu Leipzig."

Am 29. November 1785 gibt Schiller, zugleich mit der ersten Handschriftensendung, seinem neuen Verleger einige Anweisungen betreffs der Ausstattung der folgenden Hefte:

„Was den Druck und die Schrift betrifft, so dächte ich, Sie richteten die Thalia ganz ein wie das Arkenholzische Journal [3]), eben dieses Papier und eben solche Lettern. Was in Versen ist, Gedichte oder Carlos, müssen aber mit einerlei Schrift, wie die Prosa, gedruckt werden, weil die kleinere Schrift vorzüglich beim Carlos keinen guten Effekt machen würde. — Vor allen Dingen, mein Bester, empfehle ich Ihnen einen vernünftigen Corrector. Wenn Sie glauben, daß es nuzen kann, wenn ich selbst an einen Leipziger Gelehrten schriebe, so nennen Sie mir einen, ich will es sogleich thun [4])."

Ebenso wie in der „Rheinischen Thalia" sind auch in den folgenden Heften die bedeutendsten Aufsätze vom Herausgeber Schiller selbst. Um seine Leser darüber hinwegzutäuschen, hat er das schon im ersten Hefte gebrauchte Mittel angewandt, indem er nicht die vollen Namen der Verfasser, sondern Chiffern unter die Aufsätze setzt. So unterzeichnet er z. B. im zweiten Hefte den „Verbrecher aus Infamie" mit +, „Freigeisterei" und „ Resignation" mit dem Y des Laurasängers aus der Anthologie. Nun hatte Göschen in die „Literatur- und Völkerkunde" des Herrn von Archenholz eine Anzeige des zweiten Heftes gebracht, in welcher die chiffrierten Stücke Schiller ausdrücklich zugesprochen wurden, und die auch zwei — nach Schillers Ansicht möglichst unglücklich ausgewählte — Strophen des Liedes „An die

---

3) „Litteratur- und Völkerkunde", herausgegeben von J. W. von Archenholz.

4) Trotz dieser Sorge Schillers enthielt Th III noch grobe Druckfehler. Deshalb mußte L. F. Huber dieselben zusammenstellen, während der Dichter Jünger, ein Mitglied des Leipziger Freundeskreises, von da ab die Revision der Druckbogen zu besorgen hatte, vgl. Jonas 156.

Freude“ enthielt. Am 13. Februar 1786 verwahrte sich deshalb Schiller nachdrücklich bei Göschen dagegen und verbat sich diese Art von Reklame, welche zu sehr der „Musterkarte des Kaufmanns“ gleiche. „Ich erbiete mich, lieber Freund, die Unkosten ganz zu tragen, wenn Sie den Umschlag zu diesem Hefte zernichten und umdruken lassen.“ — Auch Körner zeigt sich Göschen gegenüber sehr ungehalten: „Warum eine Probe aus einem Gedicht, die nicht einmal die besten Stellen enthält und außer dem Zusammenhange bei vielen gar keine Wirkung tut? Und warum Schillern für den Verfasser von Aufsätzen verkündigen, ehe man weiß, ob er sich dazu bekennen will?“ Von einem Widerruf in dem nächsten Hefte des Archenholzischen Journals rät jedoch Schiller seinem Verleger entschieden ab: „Wir wollen ja mäusgenstill davon sein, so vergißt sich das Ding vielleicht.“

Übrigens scheint Schiller wirklich angestrengt gearbeitet zu haben, denn Körner sagt in dem obenerwähnten Briefe an Göschen: „Nach Schillers jetzigem Fleiße und dem Plan, den er sich gemacht hat, kann die Thalia eines der gangbarsten Journale werden. Vor der Ostermesse können noch zwei Stück fertig werden, wenn der Druck nicht aufgehalten wird. Ein Stück ist bis auf einige Bogen fast schon fertig und zu dem andern sind Materialien in Menge da.“

Die Beiträge für Th II schickt Schiller zuerst am 29. November 1785: „... etwas über drei Bogen“, d. h. das Lied „An die Freude“, ein Aufsatz von Huber und Schillers „Verbrecher aus Infamie“, zusammen drei Bogen und zehn Seiten = 58 Seiten. Zugleich verspricht er für „von heut über acht Tage“ neues Manuskript. Im Dezember folgt „etwas, das den 4 ten Bogen komplet machen wird“, (nämlich die beiden Gedichte „Freigeisterei“ und „Resignation“); „noch vor Weihnachten folgt neues Manuscript“. Zwischen 23. Dezember 1785 und 21. Januar 1786 folgt „ein kleiner Transport des ersten Drittheils des 2 ten Aktes zum Carlos“, zugleich mit der Bitte um die Aushängebogen des bereits Gedruckten. Aber am 21. Januar macht Schiller einen „Vor-

schlag zur Güte"; das zweite Heft soll nicht so stark werden wie Heft I, das 12 Bogen groß gewesen war, „da doch die folgenden nur 7 bis 8 Bogen stark sein werden, und desto öfter herauskommen". Deshalb, meint Schiller, „schlage ich Ihnen vor, dieses Heft mit dem 4ten Auftritt des Carlos zu schliessen, welches der 8te Bogen seyn wird (und welchen complet zu machen ich, sobald ich Ihre Meinung weiss, sogleich einige kleinere Artikel absenden werde) und das dritte Heft mit der Fortsetzung des Carlos, davon hier ein Bogen folgt, anzufangen. Auf diese Art kann das 3te Heft gleich 3—4 Wochen nach dem zweiten, oder wenn Sie es so lieber wollen, zugleich mit diesem erscheinen. Ich glaube, daß es eine vorteilhafte Crisis für die Thalia machen würde. Der Druck ginge ununterbrochen fort, wie ich überhaupt für das ganze Jahr hoffe".

Darauf ging Göschen ein. Aber Manuskript für Th II scheint Schiller nicht mehr geschickt zu haben, da das Don Carlos-Bruchstück darin nur bis zum 3. Auftritt einschließlich reicht. Am 23. Februar 1786 kann dann Schiller seinem Verleger den Empfang des neuen Heftes der Th bescheinigen: „Sie nimmt sich sehr gut aus. Einige Druckfehler, im Karlos besonders, müssen wir im 3ten Hefte nachholen."

Die glänzende Eröffnung von Th II (S. 1—5) bildet Schillers „Lied an die Freude" (SS 4, 1—5). Schiller hatte das Lied an seinen Freund, den Leipziger Kaufmann Wilhelm Kunze, gesandt, der es in seiner Begeisterung vervielfältigte und Bekannten vorlas. Ein gewisser J. Chr. Müller vertonte es sofort, seine Bitte aber um Aufnahme der Komposition in die Th wurde abgelehnt, weil Körner, der es auch in Musik gesetzt hatte, das Vorrecht zustand. Da Schiller mit Recht diese vorzeitige Veröffentlichung eines Beitrags zur Th durch Kunze mißbilligte, entschuldigte sich Kunze am 11. Oktober 1785 bei ihm. In seinem Briefe vom 29. November schlägt Schiller dafür Göschen vor, Körners Komposition für die Th drucken zu lassen; am 1. Dezember

antwortet Göschen freudig zusagend. Körners Komposition wurde dem Hefte als Beilage zugegeben [5]).

An das Lied „An die Freude“ schließt sich als erster Beitrag eines Mitarbeiters in der Th ein Aufsatz von Ludwig Ferdinand Huber: „Über moderne Größe“ (S. 6—20). Huber hatte seinem Freunde Schiller, der ja ihn und Körner zur Mitarbeit an der Th ermuntert hatte, einen Beitrag versprochen. Am 5. Oktober 1785 fragt Schiller an: „Ob Du mit dem versprochenen Beitrag zur Thalia Wort halten wirst, das ist die Frage. Versuch es einmal Lieber und überrasche mich. Ich will Dir versprechen, dass ich Dirs nicht zutrauen will.“ Huber hat auch Wort gehalten; am 29. November übersendet Schiller bereits Hubers Aufsatz: „Über moderne Größe“ als Teil der ersten Manuskriptsendung für Th II an Göschen [6]). Im Druck eröffnet er die Reihe der prosaischen Arbeiten. Huber tritt darin der modischen Klage entgegen, die alle Größe und Kraft in der Gegenwart geschwunden wähnt: individuelle Größe, wahrhaft große Menschen gebe es jetzt so gut und noch mehr als ehemals. Aber die großen Männer des Altertums spiegelten nur die Größe ihrer Zeit wieder, während jetzt die Zeiten kleiner geworden sind, so daß die Helden über sie „kolossalisch“ herausragen. Was ist schuld daran? Die Kultur nicht — Hinweis auf die griechische Kultur — sondern die Aufklärung mit ihrer zersetzenden Beleuchtung aller Dinge. Da die großen Triebfedern des öffentlichen Lebens jetzt voneinander getrennt, Vorrechte einzelner Klassen geworden sind, muß mancher, geboren, ein großer Mann zu werden, allen hohen Plänen entsagen.

Anziehend geschrieben, vermag Hubers Aufsatz recht wohl unsere Teilnahme zu gewinnen. Die vorgebrachten Ge-

---

5) vgl. „Das Schiller-Buch“ von Dr. Constant Wurzbach von Tannenberg. Wien 1859, S. 118.

6) Dieser Aufsatz wie andere Beiträge Hubers zur Th sind wieder abgedruckt in den beiden Bänden: „Vermischte Schriften von dem Verfasser des heimlichen Gerichts.“ Berlin 1793.

danken waren damals ganz zeitgemäß, und es ist wirklich nicht zu verstehen, warum der auch Schiller gegenüber so schroffe Kritiker der „Neuen Bibliothek“ so ablehnend von „gewagten Behauptungen“ spricht, zumal die „Nürnbergische gelehrte Zeitung“ [7]) meint: „Enthält viele richtige und fruchtbare Gedanken“, oder die „Gothaischen gelehrten Zeitungen“ [8]) schreiben: „... ein sehr zweckmäßiger, gut bearbeiteter Aufsatz, dessen Bemerkungen sich auf wahre Beobachtung gründen“. Der Konkurrenzneid veranlaßte eben Dyk zu diesem plumpen Versuche, Schillers Journal als solchem den Boden zu entziehen.

Hubers Arbeit erschien Berlin 1793 im 2. Bande der „Vermischten Schriften von dem Verf. des heimlichen Gerichts“ noch einmal gedruckt.

Von Schiller folgt zunächst (S. 20—58) der „Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte“ (SS 4, 61—87), später „Verbrecher aus verlorener Ehre“ betitelt. Als Grundlage diente Schiller die Erzählung seines ehemaligen Lehrers Abel bei seinem Besuche in Mannheim, November 1783. Abel veröffentlichte dann ein Jahr später in seiner „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben“ einen eigenen Bericht über das der vorliegenden Erzählung zugrunde liegende Ereignis [9]).

Wegen der beiden nun folgenden Gedichte: „Freigeisterei der Leidenschaft“ (später „der Kampf“, SS 4, 23—26) und „Resignation. Eine Phantasie“ (SS 4, 27—30), die in Th II Seite 59—69 einnehmen, fürchtete Schiller Schwierigkeiten mit der Zensurbehörde. Für diesen Fall bat er Göschen (im Dezember 1785, Jonas 146), „sogleich andere Anstalten wegen des Drucks — wenn auch nur bei diesem einzelnen Bogen — zu machen. Lassen Sie ihn, wenn es nicht in Leipzig seyn kann, in Dessau drucken. Das ist auch

---

7) Nürnberg 1786, 4. April. — Braun I, 138 ff.

8) Gotha 1786, 12. April. — Braun I, 140.

9) vgl. Willi Stoeß, Die Bearbeitungen des „Verbrechers aus verlorener Ehre.“ Stuttgart 1913.

Körners Idee". Trotzdem er Göschen vorschlägt, nicht erst bei der Zensur in Leipzig anzufragen, sondern die Gedichte gleich in Dessau drucken zu lassen, reichte Göschen die Handschrift doch der Zensur ein. Der Zensor, Professor Wenck, verlangte nur eine Note Schillers zu den Gedichten, daß ihr Inhalt nicht als „das Glaubensbekenntnis" ihres Dichters anzusehen sei. Dieser billigen Forderung entsprach Schiller natürlich bereitwillig, froh, die beiden Gedichte so leicht durch die Zensur gebracht zu haben. Denn es lag ihm viel daran, sie bekannt zu machen, weil er sie „in einem andern gänzlich widerlege" [10]). Er schrieb sogar am 23. Dezember 1785 an Göschen: „In Ansehung des Drucks, mein Lieber, bitte ich Sie, diese neuen Gedichte nur um etwas weniges weiter auseinander sezen zu lassen, weil sie so besser in die Augen fallen." — Dem Zensor war er sehr dankbar. Er bat Göschen, ihn zu versichern, er freue sich, die Th „in solcher Kennerhand zu wissen. Er hat den Gesichtspunkt, aus welchem meine 2 Gedichte betrachtet werden müssen, schnell und ganz verstanden, und wie wenige werden das!"

Auf Seite 69/70 steht „Morgenlied im May 1785", von Sophie Albrecht. Geboren 1757 als Tochter des Professors Baumer in Erfurt, heiratete sie den Arzt Dr. Albrecht, wurde aber Schauspielerin, als ihr das Leben in Rußland, wo ihr Gemahl weilte, nicht bekam. Schiller lernte sie 1784 in Frankfurt durch Gustav Fr. W. Großmann, den Direktor der dort gastierenden Schauspielergesellschaft, kennen. Sein Urteil über sie ist äußerst günstig. Seinem Rate, die Bühne zu verlassen, folgte sie jedoch nicht. In Dresden später begegnete er ihr wieder im Hause ihres Gatten, wo er viel verkehrte. — Die 6 Strophen des „Morgenliedes" sind sentimentale Stimmungspoesie und verraten deutlich die Anlehnung an Schillers Anthologiegedichte (Melancholie an Laura). Als „leicht und sanft" bezeichnet das Gedicht tref-

---

10) Eine solche Widerlegung hat er jedoch nie veröffentlicht.

fend ein Rezensent[11]). Das Morgenlied ist später wieder veröffentlicht in: „Gedichte und Schauspiele von Sophie Albrecht", dritter Band, Dresden und Leipzig 1791, Seite 152—154.

Hieran schließt sich: „Philipp der Zweite, König von Spanien. Von Mercier." (S. 71—104, SS 4, 88—112).

1785 erschien in Amsterdam ohne Namen des Verfassers das „Portrait de Philippe second, roi d'Espagne", mit einem „Précis historique" als Einleitung. Das „Portrait" ist ein Drama in 52 Szenen, ohne Akte, in Prosa. Dazu kam 1788 in Liegnitz eine deutsche Übersetzung heraus: „Philipp der zweyte König von Spanien. Ein dramatisches Gemälde von Mercier. Aus dem Französischen", von einem unbekannten Übersetzer. Gödeke bemerkt dazu (SS 4, 88), daß dieser die Schillersche Übersetzung fast wörtlich benutzt habe.

Richard Fester führt nun in einem Artikel: „Schiller, Mercier und Huber[12])" aus, daß Huber der Übersetzer sei. Huber hatte sich durch den Charakter Philipps angezogen gefühlt. In seinem Briefe an Schiller vom 7. Januar 1785 freut er sich auf Schillers Philipp im Don Carlos als auf den „Dämon im Süden" — ein Ausdruck, der in der Liegnitzer Übersetzung wörtlich wiederkehrt, — fand aber in Schillers Dichtung keinen solchen Charakter wieder. Er lieferte also eine eigene Übersetzung, was ihm als ausgezeichnetem Franzosen ja eine Kleinigkeit war, die Liegnitzer. Dieselbe enthält einen „Vorbericht", in welchem der Schreiber auf Schillers Carlos hinweist und Schiller zehn Jahre Pause im dramatischen Schaffen anrät[13]). Dazu vergleiche man den

---

11) „Nürnbergische gelehrte Zeitung", Nürnberg 1786, 4. April. — Braun I, 138—140.

12) Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1904, I.

13) Wörtlich heißt es da: „Ein neuerlich zum Vorschein gekommener Don Karlos hat die an sich so rührende, und schon aus Saint-Réals Bearbeitung auch unhistorischen Lesern so bekannt gewordene Geschichte dieses Prinzen, wieder ins Andenken gebracht. Man mag nun jenen Don Karlos, nach dem Ausspruch einer gutmüthigen Rezensenten-Seele für eines jener Meisterwerke ansehen, welches das Kleeblatt zu Göthens

Brief Schillers an Körner vom 18. Januar 1788, in dem er über seine stoffliche Erschöpfung spricht. Fester ist deshalb der Überzeugung, daß Schiller selbst der Schreiber dieses Vorberichts ist. Schiller lag bei der Redaktion von Th II die französische Originalausgabe und die Liegnitzer (also Hubersche) Übersetzung vor. Huber hat den „Précis" im Herbst 1785 oder früher, das Drama zwischen November 1784 und April 1785 übersetzt. Schiller bearbeitete nun Hubers Übersetzung in seinem Sinne, die dann also 1788 in Liegnitz noch einmal selbständig erschien.

Zur „Historischen Einleitung" bemerkt Liegnitz: „Dieser historische Abriß, der manchen Lesern vielleicht schon aus dem II ten H. der Thalia bekannt ist, erscheint hier etwas vollständiger, und zum Theil mit einigen Veränderungen, übersetzt, obgleich auch hier gewisse zu weitschweifige Stellen wegbleiben." — Die Liegnitzer Übersetzung enthält nur 3 kleine Stellen mehr als die Th. Davon abgesehen sind die beiden Übersetzungen an sehr vielen Stellen geradezu wörtlich, so daß ihre Abhängigkeit voneinander eine erwiesene Tatsache ist.

Die Liegnitzer Übersetzung enthält nicht das Gedicht: „Die unüberwindliche Flotte", welches Schiller in Th II S. 76—78 als Anmerkung mit der Begründung setzt: „Diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen: . . ." Mercier sagt: „un poète", und Schiller hat durch seine — später in „der ältere Dichter" berichtigte — falsche Übertragung die Annahme veranlaßt,

---

Iphigenia, und Lessings Nathan glücklich schließt — oder fühllos und unpatriotisch genug seyn, dem Verfasser der Räuber, und der Verschwörung von Genua usw. usw. jedes Talent zur dramatischen Kunst wenigstens auf die nächsten zehn Jahre abzusprechen; immer muß es Vergnügen machen, denselben Gegenstand unter der Feder eines französischen Schriftstellers, der in seinen Urtheilen und Grundsätzen über das Drama so wenig Franzos ist, auf eine Weise behandelt zu sehen, die nicht nur keinen Leser von Geschmack ohne Theilnehmung lassen wird, sondern vielleicht selbst auch auf dem Theater, für welches das Stück doch eigentlich nicht bestimmt ist, eine Vergleichung mit andern nicht fürchten dürfte."

als sei das Gedicht, das bei Mercier Prosa ist, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Aufklärung gebracht hat erst die Schrift von Karl Herm. Manchot: „Martin Crugot, der ältere Dichter der unüberwindlichen Flotte Schillers." (Bremen 1886.) Die ursprüngliche Fassung ist darnach in deutscher Prosa von Martin Crugot, dem Hofprediger des Fürsten Carolath in Niederschlesien, in seinem weitverbreiteten Buche: „Der Christ in der Einsamkeit", zuerst 1756 in Breslau erschienen. Mercier schöpfte aus einer französischen Übersetzung dieses Buches, die der Stadtschreiber von Lausanne, Gabriel Seigneux de Correvon, dort 1770 erscheinen ließ. Nach Manchots Anschauung hat der Liegnitzer Übersetzer des „Précis historique" und des „Portrait" auch „die unüberwindliche Flotte" in Verse gebracht und sie Schiller für Th II zugeschickt. Schiller habe nun dieses eingesandte Gedicht überarbeitet und aus Merciers französischer Darstellung erweitert. Manchot sucht das durch Vers- und Strophenvergleichung zu beweisen.

Durch Zusammenstellung dieser Theorien ergibt sich ein ganz annehmbares Bild über Schillers Anteil an dem Aufsatze. Hubers Übersetzung hat er unter Heranziehung des Urtextes verarbeitet und so diesen Aufsatz in Th II zustande gebracht. In diesem Falle hat jedenfalls Huber das meiste dazu beigetragen, während bei der Fassung des Gedichts wohl nicht alles so klar ist. Denn weit eher ist anzunehmen, daß Schiller das Gedicht allein auf der Grundlage des Crugotschen Textes in die jetzige, für ihn bezeichnende Form gebracht hat.

Schiller hat sich weiter als Überarbeiter betätigt, indem er in der Charakteristik Philipps, die als Schluß des Artikels dient, einige Ausdrücke änderte. Bis auf diese wenigen Abänderungen ist sie nämlich wörtlich entnommen aus der in Lübeck 1778 erschienenen Übersetzung von „Rob. Watson, Geschichte der Regierung Philipp des Zweyten". Darin bringt der Verfasser eine Übersetzung dieser Charakteristik,

die dem „Abrégé chronologique de l'histoire d' Espagne et de Portugal. Paris 1765“ entstammt.

Th II Seite 105—128 füllen die drei ersten Auftritte des II. Aktes von Don Carlos (SS 5, 1, 65—82).

Am Schluß des Heftes bilden den IX. Teil (S. 129 bis 136) „vermischte Kleinigkeiten“. Zunächst kommt ein Bruchstück des komischen Romans „Wurmsaamen von Wurmfeld“ von Jünger zum Abdruck, der 1781—1787 in Leipzig erschien. J. F. Jünger gehörte in Leipzig zum engsten Freundeskreise Schillers. Er berichtet selbst in einem Briefe an W. H. von Dalberg, den Mannheimer Intendanten, daß er mit Schiller „einen der vergnügtesten Sommer meines Lebens auf dem Lande zugebracht habe . .“ Als Schriftsteller machte sich Jünger einen Namen zuerst durch den Roman, dessen Fragment in Th II steht. Jünger erzählt in dem Briefe an Dalberg — einer Art selbstbiographischer Skizze[14]) — selbst, daß ihn ein Abend, da er voll Verzweiflung über sein mißlungenes Studium nachdachte, „zum Schriftsteller“ machte. „Mehr, um mich zu zerstreuen, als in irgend einer anderen Absicht, warf ich die ersten Kapitel meines Wurmsaamen von Wurmfeld hin. Ein Buchhändler, den das Ohngefähr einige Tage darauf zu mir führte, und dem eben dieses Ohngefähr diese Blätter in die Hände spielte, fragte mich, ob ich das Buch nicht fortsetzen wolle? Wirklich fiel mir diese Frage auf, denn ich hatte bis jetzt noch gar nicht daran gedacht, daß irgend einmal ein Buch daraus werden könnte. Er that mir indessen ein Gebot darauf, das mir so sehr einleuchtete, daß ich sogleich Hand ans Werk legte, und innerhalb einiger Wochen wirklich den ersten Theil vollendete . . .“ Der Buchhändler war der Verleger Dyk. Jüngers Bedeutung liegt jedoch vor allem in seinen zahlreichen Lustspielen. Das Bruchstück in Th II stammt aus dem dritten Teil des Romans, der damals erscheinen sollte,

---

14) „Selbstbiographische Skizze des Dichters J. F. Jünger“, mitgeteilt von Hermann Uhde in Schnorrs Archiv VI, 416—420.

und für den Schiller durch die Aufnahme seinem Freunde zuliebe Reklame machte.

Ferner kündigt Schillers Landsmann Chr. Friedrich Daniel Schubart in „Polihimnias Freunden“ seine „musikalischen Rhapsodien“, und in einer „Nachricht ans Publikum“ seine „sämtlichen Gedichte in 2 Bänden“ an. Zum Dank für die bereitwillige Aufnahme in die Th brachte Schubart später in seiner „Vaterländischen Chronik“ [15]) eine Ankündigung von Schillers „Menschenfeind“.

Th III

Bereits im April 1786, also zwei Monate nach Heft II, erscheint das III. Heft. Schiller hatte ja die Absicht geäußert, Th II und III zugleich an die Öffentlichkeit zu bringen. Durch die erwähnte Abkürzung von Th II auf 8 Bogen blieb Göschen gleich Manuskript für Th III übrig. Er verspricht auch einige Tage später, alles zu tun, was er könne. Aber: „Eine gar zu schleunige Erscheinung hintereinander halt ich auch merkantilisch berechnet nicht für gut.“ — Bereits am 13. Februar folgt Fortsetzung des Don Carlos, von dem Göschen bereits einen Bogen für das III. Heft hatte. Ebenso verspricht Schiller Ende Februar „nächstens wieder Mscrpt.“ Er drängt sehr, denn „die Thalia . . . hat fast 10 Monate geruht. Sie ist beinahe vergessen worden“; und „merkantilische Politik und mein schriftstellerisches Point d'honneur fordern das III. Heft aufs schnellste zu expedieren“. Und am 4. März 1786 teilt er mit, daß er mit dem letzten Transport das Heft beschließe.

In Th III gab es eine Anzahl grober Druckfehler: „Ich hörs an Deines Athems singendem Getöne“ für „siegendem“; „meine Leute“ für „meine Laute“, „legen“ für „lügen“ usw. Körner machte dazu am 8. März Göschen den Vorschlag, die Th in Dresden drucken zu lassen. Dort würde der Druck schneller und sorgfältiger vor sich gehen und dadurch das

---

15) Stuttgart 1787, S. 40.

Erscheinen der Hefte befördert. Ob das geschehen ist, ist unbekannt.

Th III wird (S. 1—96) eröffnet durch den Schluß des II. Aktes vom Don Carlos (II, 4—16; SS 5, 1, 83—150), mit der wiederholenden Bemerkung Schillers, der Carlos sei nicht als Bühnenstück aufzufassen. — Einige Stellen in diesem Bruchstück machten Schiller wieder mit der Zensur zu schaffen. Huber führte für ihn die Verhandlungen mit der Behörde in Leipzig mit großem Geschick. „Du wirst in dieser Zensurgeschichte meine Talente zu Negoziationen bewundert haben . .“, schreibt er an Schiller am 15. April 1786. „Nicht völlig zwei Zeilen von dem Manuscripte aufzuopfern, das war doch wahrhaftig alles, was zu erwarten war und hättest Du mir durch die Äußerung in Deinem Brief an Wenk, daß Du schon etwas verändert hättest, keinen Querstrich in meine Klugheit gemacht, ich glaube, es wäre kein Komma ausgestrichen worden.“ Trotzdem meint Schiller (Jonas 159): „Mit deiner Negotiation bin ich sehr wohl zufrieden, ob mir schon die Stelle leid thut, die Du aufopfertest. Ich hätte ebenso lieb einen ganzen Brief [16]) verloren, doch wie Du sagst, bin ich durch meine Voreiligkeit selbst schuld daran.“

Auf S. 97—99 ist dann Jünger vertreten mit einem längeren Gedichte: „Den Manen meiner ewig theuren unvergeßlichen Freundin Catharine Jaquet heilig. Sie starb zu Wien am 31sten Jänner 1785.“ Geboren 1760, gestorben 30. Januar 1786 (nicht, wie die Th angibt, 31. Januar 1785) war Catharina Jaquet [17]) „ein hervorragendes Mitglied des Nationaltheaters. Der bekannte Dramaturg Schink verfaßte ihre Biographie (Wien 1786), aus welcher hervorgeht, daß sie am 12. Juli 1785 zuletzt aufgetreten ist. Ihre (ältere) Schwester Mad. Adamberger war die Mutter der Braut Theodor Körners. Trotzdem noch das Wiener Theatertaschen-

---

16) d. h. einen der philosophischen Briefe.

17) Die folgenden Angaben nach Schnorrs Archiv VI, 417.

buch von 1796 Katharina Jaquet, ‚unvergesslich' nennt, gedenkt das ‚Allg. Theat.-Lexikon' ihrer nur in den ‚Nachträgen' und nennt sie ‚seit 1790 verschollen' ". Jünger kannte sie näher, stand auch bis noch kurz vor ihrem Tode mit ihr in brieflichem Verkehr. Nur seiner nahen Bekanntschaft mit Schiller verdankt er wohl die Aufnahme dieses in überschwenglichem Tone gehaltenen Nachrufs, der in eine Zeitschrift von dem jetzigen Charakter der Thalia sicher nicht hineinpaßte und dessen Wertlosigkeit in den Augen der Kritik auch nicht zur Hebung der Zeitschrift beigetragen hat. Trotzdem schreibt die „Allgemeine Literaturzeitung" [18]: „. . . ein sehr artiges, ungemein leicht und gefällig versifiziertes Gedicht von Hrn. Jünger, dem Andenken der verstorbenen berühmten Schauspielerin Catharina Jaquet gewidmet, die dieses schöne Monument wohl verdient."

Der Verkehr mit dem philosophisch gerichteten Körner in Dresden führte naturgemäß zu philosophischen Gesprächen zwischen den beiden Freunden, als deren Frucht wir wahrscheinlich die „Philosophischen Briefe" zwischen Julius und Raphael anzusehen haben. Es sind ihrer fünf, die sich auf den unverhältnismäßig langen Zeitraum von drei Jahren verteilen. Die ersten vier erschienen 1786 hier in Th III, 100—139 (SS 4, 31—55).

Schillers Absicht bei Einleitung des Briefwechsels ging zweifellos dahin, den Widerstreit der „theosophischen" Weltanschauung mit der materialistischen, unter dessen Stürmen er einst geseufzt hatte, nunmehr, da er ihn durchgekämpft, rückschauend in dem Briefwechsel zweier Jünglinge objektiv darzustellen, die, je nach der Verschiedenheit ihres Charakters, den Gegenstand von verschiedenen Seiten philosophisch zu durchdringen suchen: der eine mit dem Überschwang seines jugendlichen Idealismus, der andere mit kritischem, prüfendem Verstande. Den ersten Hinweis auf diesen Plan finden wir in einem Zusatz zu dem Gedichte: „Die Freund-

18) Jena-Leipzig-Wien 1788, 4. August. — Braun I, 207.

schaft“ in der Anthologie (SS 1, 285): „. . . aus den Briefen des Raphael an Julius, einem noch ungedruckten Roman.“

Nach Schillers Wunsch sollte Körner die Rolle des materialistisch gerichteten Raphael übernehmen, während er selbst den idealistischen Julius vertrat. Aber Körners Weltanschauung war nicht die materialistische, und deshalb eignete er sich, wenn schon er dem Freunde zuwillen sein wollte, nur wenig als Raphael. Jedenfalls ergibt sich aus den Briefen kein tatsächlicher Anhalt dafür, daß er je beabsichtigt habe, durch materialistische und atheistische Einwürfe „Julius den Glauben zu stehlen“, wie dieser im ersten Briefe klagt. Im Gegensatz betont Körner-Raphael in seiner ersten Antwort (III. Brief [19]), daß er derartige Folgen nicht beabsichtigt, sondern den Freund nur zum Nachdenken habe führen wollen. Darin wird auch der Grund dafür liegen, daß er innerhalb der ersten vier Briefe (Th III) Schillers Plan so gut wie nicht gefördert hat. Vielmehr fällt eine gewisse spröde Zurückhaltung auf, die er sich aufzuerlegen scheint. Zweimal muß Julius schreiben, ehe er ein Lebenszeichen Raphaels erhält, und die Antwort bietet dem von Schwanken und Zweifeln Zerrissenen nur schwachen Trost. Raphael preist „das Glück der Freundschaft, den wohltätigen Einfluß einer kurzen Trennung und die Heilsamkeit solcher Zweifel, wie er sie . . . zum Zweck und im Dienste der Wahrheit“ in ihm hervorgerufen [20]). Doch nach einer philosophischen Begründung der Handlungsweise seines Freundes sucht Julius vergebens, muß sich vielmehr mit der Aufforderung begnügen: „Du hast sonst die Resultate Deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir diese Papiere und dann will ich Dir antworten.“ Die Antwort darauf enthält

---

19) Für die Urheberschaft Körners im ersten Raphaelbriefe liegen mehrere Beweise vor: Zunächst die Erwähnung in „Körners Vormittag“ (SS 4, 183), dann das zweite Bild der „Aventuren des neuen Telemach“ und schließlich der Briefwechsel Schillers mit Körner über den zweiten Raphaelbrief. Vgl. auch den Brief von Schillers Freund, dem Mannheimer Schauspieler H. Beck (Schillerbilder S. 159).

20) Kuno Fischer, „Schiller als Philosoph“. Heidelberg o. J., S. 74.

der vierte Brief (von Julius): die „Theosophie des Julius", jene phantastische, pantheistische Götterlehre, in der man „den Dichter, welcher philosophiert, erkennt, nicht aber den Philosophen, der dichtet" [21]).

Damit bricht für lange Zeit der kaum begonnene Briefwechsel ab. Erst in Th VII folgt eine Fortsetzung.

Den Beschluß von Th III bilden vier Seiten Geschäftsanzeigen von Göschens Handlung.

---

21) Karl Tomaschek, „Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft." Wien 1862, S. 18.

Lebenslauf.

Ich, Fritz Alexander Maria Berresheim, katholischen Bekenntnisses, bin geboren am 25. Dezember 1892 zu Cornelimünster, Kreis Aachen, als Sohn des Kgl. Seminarlehrers Fritz Berresheim und seiner Frau Wilhelmine, geb. Cremer. Ich besuchte die Gymnasien zu Gleiwitz in Oberschlesien und Fraustadt in Posen, wo ich Ostern 1910 das Zeugnis der Reife erhielt. Im S.S. 1910 studierte ich in München, seit W.S. 1910/11 in Breslau Germanistik und Neuphilologie. Meine Lehrer waren folgende Herren Dozenten:

In München: Jordan, v. d. Leyen, Seitz, Sieper, Simon, Wells.

In Breslau: Appel, Baumgartner, Drescher, Franz, Hilka, Kabitz, Kautzsch, Koch, König, Kühnemann, Lenz, Nikel, Patzak, A. Pillet, Rigal, Sarrazin, Schäffer, Schrader, Seppelt, Siebs, Stoy, v. Wenckstern, Wobbermin.

Ihnen allen bin ich zu Danke verpflichtet, besonders aber Herrn Geheimrat Prof. Dr. Max Koch, der mir die Anregung zu dieser Arbeit gegeben und mich während meiner ganzen Studienzeit in jeder Beziehung gefördert hat.